



Bibliophiles aus aller Welt.

Horaz mit dem Totenkopf.

Nicht nur während des jetzigen Krieges hat man sich in die Notlage veretzt gesehen, Metalle in weitem Maße einzuziehen, um sie der Munitionsherstellung nutzbar zu machen; das gleiche ist schon während vieler vorhergehender Feldzüge der Fall gewesen. Für Bücherfreunde und -sammler ist besonders der folgende Bericht über eine solche Maßnahme von Interesse, da er mit der Entstehung einer der seltensten und wertvollsten Buchausgaben, des sogenannten „Horaz mit dem Totenkopf“ verknüpft ist. Diese Ausgabe des Werkes wurde im Jahre 1574 in der durch ihre Druckereien berühmten Stadt Leyden während deren Belagerung durch die Spanier gedruckt. Einer nach dem andern waren die Setzer auf den Mauern der Stadt gefallen, und die Typen wurden zu Kugeln umgegossen.

Der Faktor der einen Druckerei aber, der der letzte Überlebende unter seinen Kameraden war, wollte um jeden Preis die im Druck befindliche neue Horaz-Ausgabe vollenden, ehe er sich darin ergab, das Schicksal seiner Genossen zu teilen. Von seinen Typen, deren größter Teil in Form von Geschossen bereits von den Schanzen den Weg ins Weite suchte, hatte er sich so viele zusammengebettelt, daß er imstande war, das Titelblatt zu setzen und zu drucken; denn er war jetzt Setzer und Drucker in einer Person. Vielleicht geschah es in einer düstern Vorahnung, daß er unter die Jahreszahl 1574 und das Wort Leyden einen kleinen Totenschädel setzte. Erst wenige Abzüge des Titelblattes waren unter seinen Händen hervorgegangen, als die Kräfte ihn verließen. Mehr noch vom Hunger, als von der Anstrengung überwältigt, fiel er zu Boden. Bald darauf drangen die Soldaten ein, um ihm auch seine letzten Typen zu entführen. Und nun dauerte es auch nicht lange, bis die Glocken zu läuten begannen, zum Zeichen, daß Hilfstruppen gekommen waren: Leyden war befreit. Die Bürger, die die Stadt verteidigt hatten, waren zum größten Teil dem Hunger zum Opfer gefallen, soweit nicht Seuchen oder feindliche Kugeln sie hinweggerafft hatten. Auch der Faktor

war unter ihnen; doch starb er, wie eine alte Chronik meldet, in Ergebung, da seine Horaz-Ausgabe gerettet war.

Man druckte nun noch 95 Exemplare von dem Titelblatte mit dem Totenkopf, um dem Faktor ein Ehrenkenmal zu setzen. Den Rest der Auflage ließ der Magistrat ohne den Totenkopf herstellen; doch sind auch diese Exemplare jetzt höchst wertvoll. Diejenigen, die den Totenkopf aufweisen, wurden schon zur Zeit ihrer Entstehung sehr hoch bezahlt und zum größten Teil den Bibliotheken hochstehender Persönlichkeiten, so denen von Königen und Fürsten, einverleibt. Heutzutage gibt es, soweit die Alte Welt in Betracht kommt, nur noch wenige davon, die sich in den königlichen Bibliotheken von England, Schweden, Norwegen und Dänemark befinden. Infolge der Eroberung von Breda gelangten zwar auch mehrere Exemplare nach Spanien, doch sind diese längst nicht mehr in Europa zu suchen. Bei den spätern Friedensverhandlungen taten die holländischen Generalstaaten ihr Möglichstes, um sich wieder in den Besitz der kostbaren Bücher zu setzen, doch vergebens. Und mit der Zeit verschwand dann infolge der gebotenen Phantastiepreise ein Exemplar nach dem andern nach Amerika.

Die Signete (Buchmarken).

Ein deutscher Kaufmann schreibt der „Tgl. Rdsch.“:

Vor einiger Zeit gaben Sie unter dem Titel: „Wie werden Bücher bekannt?“ einige Äußerungen des bekannten Verlegers Eugen Diederichs in Jena wieder.

Diederichs hatte die Antworten von tausend Lesern auf die Frage „Wie sind Sie mit dem vorliegenden Buche meines Verlages bekannt geworden?“ zusammengestellt, und war zu recht lehrreichen Ergebnissen gekommen. Es überrascht mich, unter den tausend Antworten nicht die zu finden, die ich erteilt hätte: „Ich halte mich an den Verlag beim Kaufe meiner Bücher.“ Namen wie S. Fischer, Eugen Diederichs, Rütten & Löning, Insel-Verlag (um nur ein paar zu nennen) geben mir die Gewißheit, daß ich in jeder Beziehung etwas Gediegenes erhalte, denn ich weiß, daß Verleger dieser Klasse für jedes Werk, das sie herausgeben, persönlich einstehen können.

Mit als Kaufmann erscheinen die „Signets“, wie sie manche Verleger anwenden („Der Löwe“ von Eugen Diederichs, der „Fischer mit Netz“ von S. Fischer, das „Segelschiff“ des Insel-Verlages), als Schutz- und Garantemarken, wie die, die Remscheider Werkzeuge, Solinger Stahlwaren und viele andere Erzeugnisse der deutschen Industrie in der ganzen Welt bekannt ge-

macht haben und zu einer Quelle des Segens für ihren Besitzer und unser ganzes Wirtschaftsleben geworden sind. Man macht sich in Laienkreisen kaum eine Vorstellung von der großen Wichtigkeit einer Marke, eines „Fabrikzeichens“, aber man frage die Großkaufleute, die über den Eingang ihrer Geschäftshäuser ihr „Zeichen“ in Stein meißeln lassen, mit demselben Recht, wie es adlige Familien mit ihrem Wappen tun! Sie sind stolz auf ihr Wappen, das Fabrikzeichen, und sie können es sein, denn dieses Zeichen hat in allen fünf Erdteilen für deutschen Fleiß und deutsche Ehrlichkeit Zeugnis abgelegt; der Maultiertreiber in den Kordilleren hat ebenso gründlich nach dem Zeichen auf dem Dolchmesser, das er kaufte, gesehen, wie der chinesische Barbier in Hongkong es im „store“ auf dem Rasiermesser gesucht hat; beide wissen, daß der Gegenstand, wenn er das bekannte Zeichen trägt, gut ist, gut sein muß. Hinter jeder Fabrikmarke steht eine Ansammlung von Fleiß, Können, Ehrlichkeit, harter Arbeit.

Warum sollen wir die „Signets“, die „Buchmarken“, nicht auch so auffassen? Ich sehe in dem „Löwen“ von Eugen Diederichs, dem „Segelschiff“ des Insel-Verlages genau so gut eine Bürgschaft, ein festes Versprechen für unbedingte Gediegenheit, wie in den „Zwillingen“ von J. A. Hendels eins für beste Verarbeitung und schnittfähigen Stahl. Die Marke steht für den Fabrikanten und den Verleger, und beide wachen ständig darüber, daß kein schlechter Geselle mit ihrem Zeichen in die Welt hinausgeht. — Kein „Schmuck“ soll das Signet sein, sondern ein „Zeichen“ für Gediegenheit in jeder Beziehung!

Das große Publikum achtet leider so wenig auf Verlag und Marke, und doch wäre ihm in erster Linie damit gedient. Die Verleger müßten natürlich auch das ihre dazu tun, um das Publikum hierzu zu erziehen.

Warum sieht man in Zeitungsanzeigen so wenig das Zeichen des Verlegers? Warum führt ein Verlag, der die Bedeutung seiner Marke erkannt hat, sie dem Publikum nicht immer wieder vor Augen, etwa auf dem Rücken der Schutzkartons und Umschläge?

Es würde nicht übel aussehen; und Käufer und Buchhändler würden sehr bald auf das Zeichen achten. Für Schaufensterreklame ließe es sich auch sehr gut verwenden. Es hat immer noch Mühe, Arbeit und Geld gekostet, eine Marke bekannt zu machen, aber der Erfolg ist nie ausgeblieben — wenn das Publikum immer wieder darauf hingewiesen wurde und wenn — das Zeichen eine gute gediegene Ware „schützte“.

Theodor Fontane über den Beruf des Kritikers.

(Aus einer an Paul Schlenther gerichteten brieflichen Beurteilung seiner ersten kritischen Arbeiten.)

Ich finde sie vortrefflich sans phrase: klar, anschaulich, liebenswürdig und geistreich und an der entscheidenden Stelle, wo Sie das Wesen dieser Volkstragödie (Anzengrubers „Herz und Hand“) schildern und damit zugleich aussprechen, wie solche Stücke überhaupt sein sollen, von einer uns unendlich wohltuenden Kraft und Fähigkeit, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Und auf diesen sichern Hammerschlag, der weiter nichts ist als die natürliche Konsequenz eines frischen, gefunden und starken Empfindens, kommt es einzig und allein an. Das macht den Kritiker, nur das. Alles andere, vor allem das Ausmessen mit irgendeiner Elle, die Elle hieße nun Tied und Lessing oder gar Aristoteles, ist Mumpitz. Hinter solcher Defensiv, von der aus Vorstöße „mit Binden und Bandagen“ gewagt werden, lauert immer Ohnmacht. Ich freue mich herzlich, daß Sie sich selbst geben und ein Programm in der Brust und nicht bloß in der Brusttasche haben.

Die Drucklegung der Lutherbibel.

Die Riesenarbeit der Lutherischen Bibelübersetzung, die der deutschen Sprachentwicklung neue Wege und Ziele wies und alle früheren Bibelübersetzungen in den Schatten stellte, verrät auch dem Laien das Übermaß von Fleiß und tiefgründiger Seistesarbeit, das sich hier betätigte. Welche Schwierigkeiten die Drucklegung bereitete, darüber bringt die zum Lutherjubiläum unter dem Titel „Luthers deutsche Bibel“ erschienene Festschrift des Seheimen Konsistorialrats Professors Dr. Wilhelm Walthers interessante Einzelheiten. Das Manuskript Luthers wurde schon vor dem 5. Mai 1522 dem Drucker Melchior Lotter in Wittenberg übergeben. Wie rasch die Arbeit gefördert wurde, geht daraus hervor, daß Spalatin schon am 10. Mai den Anfang des Druckes und Ende des Monats das ganze Evangelium Matthäi in Händen hatte. Spalatin war auch in dieser Angelegenheit der Vermittler zwischen Luther und Kurfürst Friedrich dem Weisen; er hatte den Auftrag, diesem die Druckbogen zu zeigen. Im übrigen wachte man streng darüber, daß auch nicht ein Bogen der Übersetzung aus der Druckerei herauskam; denn man wollte sich unbedingt davor schützen, daß Nachdrucke von unberufener Hand in den Verkehr gebracht würden. Es wurde in fieberhafter Schnelligkeit mit drei Druckerpressen gearbeitet, auf denen täglich 10000 Blätter oder Bogen abgezogen wurden. Das bedeutet für die einzelne Presse die imposante Leistung

von 3333 Blättern, die nur dadurch möglich war, daß man sich hinsichtlich der Arbeitsteilung und der Ablösung der Arbeiter größter Umsicht befleißigte. Dank dieser trefflichen Organisation war der Druck nach etwas über vier Monaten, am 21. September 1522, vollendet.

Die „Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke“.

In der Gesellschaft für deutsche Literatur hielt vergangenen Winter dessen Vorsitzender Universitätsprofessor Max Herrmann einen Vortrag über die Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke, jene wichtige, im Publikum kaum bekannte Sammlung, die als Eigentum der Gesellschaft in der königlichen Bibliothek aufgestellt ist. Die Sammlung geht zurück auf Anregungen ihres jetzt 20 Jahre für sie mit unschätzbare Energie tätigen Verwalters Prof. Herrmann, der zu einem Rückblick Anlaß genug hatte, da jetzt der handschriftliche Sachkatalog in 5 stattlichen Bänden fertig gestellt ist und vorgelegt werden konnte. Eine solche Zentralstelle für die nicht in Handel kommenden, daher auch in den offiziellen Buchhändlerverzeichnissen nicht aufgeführten Druckwerke gab es 1897 noch nicht. Man darf sagen: jetzt ist für die Geschichte all das vom Untergang gerettet oder zu retten, was mit der Aufschrift „Als Manuskript gedruckt“ lediglich für Freunde oder Familienglieder hergestellt ist oder aus irgendwelchen Gründen nur einem kleinen Kreise zugänglich sein soll oder, wie bei der ungeheuren Zahl von Bühnenwerken, nur den Theatern bekannt und übergeben wird; und das ist der überwiegende Teil der dramatischen Literatur. Der neue Sachkatalog beschränkt sich natürlich auf die nicht-dramatische Literatur. Mit erstaunlich geringen Mitteln ist in 20 Jahren hier eine Bibliothek von 15000 Bänden zusammengebracht worden, dank der Tatkraft ihres Leiters und dank der Spendergüte großer Theater, Theateragenturen, der Genossenschaft dramatischer Autoren, sehr vieler Privatleute usw. Hier wird kein bibliophiler Snobismus getrieben, sondern eine wertvolle Quelle festgehalten, aus der — etwa in so gut vertretenen Abteilungen wie „Familiengeschichten“ oder „Lyrik“, darunter 3. B. der erste private Druck von St. Georges „Pilgerfahrten“ (Lüttich 1891) — spätere Zeiten schöpfen werden, die ja allein das endgültige Wort über Wert und Unwert im Schrifttum sprechen werden. Solche Fälle sind nicht selten, daß, wie 3. B. bei Freytags „Journalisten“, die späteren öffentlichen Ausgaben von dem Manuskriptdruck wesentlich abweichen. Die Bibliothek kommt der Wissenschaft oft zugute; sie ist aber nicht öffentlich, darf es auch nicht sein, damit der Rechtsschutz solcher Drucke völlig gewahrt werden kann.

Die Feldzeitungen in der Zeit der Befreiungskriege.

Der gegenwärtige Krieg hat im Osten und Westen eine große Anzahl Feldzeitungen ins Leben gerufen, die in spätern Zeiten der Geschichtschreibung des Weltkrieges sicherlich wertvolle Dokumente sein werden. Die Feldzeitungen sind nicht etwa ein Kind unserer Zeit, sondern waren schon in Feldzügen früherer Jahrhunderte bekannt. Ihre Geschichte geht sehr weit zurück, es wurde sogar behauptet, daß schon das graue Altertum Feldzeitungen gehabt habe. Als erste eigentliche Feldzeitung kommt die aus dem Jahre 1794 stammende „Geprüfte Tagschrift der gesamten combinirten Armeen“, die in zwei Sprachen erschien, deutsch und französisch, in Betracht. Ihr war aber kein langes Bestehen vergönnt. Schon nach vier Monaten ging sie wieder ein. Die Jahre der Befreiungskriege waren eine Blütezeit der Feldzeitungen. Das Jahr 1809 brachte neben den Einzelblättern der Armeebefehle die von Friedrich von Schlegel herausgegebene „Österreichische Zeitung“ (Armeezeitung), deren Bestehen aber auch nur kurzfristig ist. Am 26. Juni erschien die erste Nummer und nach einem halben Jahre, am 16. Dezember, auch schon die letzte. Im Jahre 1812 versuchte Professor Rambach (Dorpat) eine Kriegszeitung für das russische Feldlager herauszugeben. Die Zeitung „Der Russe“, die in deutscher und russischer Sprache erschien, ging jedoch schon nach Erscheinen der ersten Nummer wieder ein. Weit größere Bedeutung erlangten die im Herbst 1813, anfangs nur blattweise, von Metternichs Privatsekretär Joseph Anton Pilat herausgegebenen österreichischen Armeenachrichten, die zunächst durch die „Deutschen Blätter“, seit 1814 aber durch die „Teutschen Blätter“ unter der Redaktion von Professor Karl von Rotteck verbreitet wurden. Die „Teutschen Blätter“ erschienen in der Zeit vom 6. Januar bis zum 30. Juni 1814 dreimal wöchentlich. Sie enthielten neben Kriegs- und politischen Nachrichten patriotische Aufsätze, geschichtliche Betrachtungen, politische Abhandlungen und Gedichte. Der Bezugspreis war auf 8 Gulden festgesetzt. Fast gleichzeitig erschien auch Varnhagens „Zeitung aus dem Feldlager“, die unentgeltlich verteilt wurde. Diese Kriegszeitung aus dem Lager Tettborns erreichte 16 Nummern. Mit dem 6. Oktober 1814 begann sodann die „Preussische Feldzeitung aus dem Hauptquartier“ ihr Erscheinen. Mit der 76. Nummer ging auch sie wieder ein. In dieser Zeit erschien auch die „Teutsche Feldzeitung aus Paris“, die von Friedrich Förster, Friedrich Lange und Varnhagen herausgegeben wurde. Am 24. Juni 1815 kam in Heidelberg die erste Nummer der von dem Freiburger Buchhändler Bartholomäus Herder mit Genehmigung der österreichischen Heeresleitung heraus-

gegebenen „Feldzeitung“ heraus, die aber nach dem Einzug der Verbündeten in Paris im Juli desselben Jahres wieder einging. Damit hatte die letzte der Feldzeitungen der Befreiungskriege aufgehört zu erscheinen. Zum Schluß sei noch auf die von B. S. Niebuhr und von Achim von Arnim vom 1. April 1813 bis Ende 1814 geleitete Zeitschrift „Preußischer Correspondent“ und auf den von J. Görres (1814—1816) herausgegebenen „Rheinischen Merkur“ hingewiesen, die beide nicht als eigentliche Feldzeitungen in Frage kommen, aber während der Freiheitskriege doch eine sehr wichtige Rolle spielten.

Stefan Wangart, Kriegsreim.

Eine zionistische Bibliothek.

Die berühmte Bibliothek des verstorbenen Barons David Günzburg zu Petersburg ist jetzt, wie auf der sechsten russischen Zionistenkonferenz mitgeteilt wurde, für eine Million Mark angekauft worden und soll der Jüdisch-nationalen Bibliothek in Jerusalem überwiesen werden. Die außerordentlich reichhaltige, in drei Generationen durch Mäzene und Gelehrte mit großer Liebe zusammengebrachte Büchersammlung ist auf dem Gebiete der Hebraica und Judaica eine der umfangreichsten und wertvollsten Zusammenstellungen von Büchern, Handschriften und Antiquitäten in Europa. Die Gelder für die Stiftung haben aufgebracht: die Baronesse Günzburg (100000 Rubel), die Familie Slatapolski-Perfiz (100000 Rubel) und noch einige andere russische Zionisten.

Stendhals Marginalien.

Bücher von außerordentlichem Wert.

Stendhal, der berühmte französische Romancier und Essaiist, hatte die Gepflogenheit, alle Bücher, die er zur Hand bekam, mit seinen Randbemerkungen zu versehen. Es machte ihm hierbei keinen Unterschied, ob die Bücher sein Eigentum waren oder nicht. Bei einem Geiste wie Stendhal versteht es sich von selbst, daß seine Slossen von einer außerordentlich sachlichen Schärfe sind und eine genussreiche, temperamentvolle Illustrierung des eigentlichen Textes bedeuten. Kein Wunder, daß Bücher aus Stendhals Bibliothek von den Sammlern sehr begehrt sind und hoch im Kurse stehen.

Eine stattliche Sammlung von Werken, die Stendhal mit Marginalien versehen hat, befindet sich im Besitz des Grafen Josef Primoli. Wie der Temps behauptet, konnten diese seltenen Kostbarkeiten nicht in sorgsamere Hände geraten sein. Einer der Nachfolger Stendhals, namens Blanchard de Faye,

in seiner Beamtenstellung beim Konsulat in Civita-Vecchia, trieb einige Bücher, die die Spuren von Stendhals Lektüre aufwiesen, bei einem Antiquar in Rom auf, verlor sie aber wieder im Lauf der Zeit. Trotzdem sind diese Bücher nicht spurlos untergegangen, da Blanchard im Correspondent vom 25. September 1909 auf Grund dieser Werke eine Studie veröffentlichte unter dem Titel: „Un peu de Stendal inédit: Petite récolte de notes marginales.“

In der Stendhal-Biographie, die Henri Cordier zusammengestellt hat, findet sich ein Hinweis darauf, daß im Jahre 1914 Paul Arbelet ähnliche Entdeckungen gemacht hat, die sich zum großen Teil auf die Werke „Rouge et noir“, „Armance“, „Rome“, „Naples et Florence“, ferner auf „Mémoires d'un Touriste“ und „l'Amour“ beziehen. Diese literarhistorischen Schätze sind im Besitz des Enkels von Donato Bacci, jenes Antiquitätenhändlers in Civita-Vecchia, der in der kleinen Stadt der einzige Freund des Konsuls Henri Beyle, wie Stendhals bürgerlicher Name lautete, war. Es besteht die Absicht, alle Marginalien Stendhals, soweit man ihrer habhaft werden kann, in die große wissenschaftlich-kritische Stendhal-Ausgabe aufzunehmen, deren Erscheinen durch den Krieg eine Unterbrechung erfahren hat, und von der gegenwärtig erst die Biographien Haydns, Mozarts und Metastasio und der Henri Brulard vorliegen.

Einstweilen hat Arbelet in der Revue de Paris eine Ankündigung über den Umfang seiner Arbeiten und Resultate erscheinen lassen, in der sich auch sehr interessante Hinweise auf Stendhals Schaffensweise finden. So berührt es beispielsweise ergreifend, daß Stendhal seit dem Erscheinen des Romans „Rouge et noir“ im Jahre 1831 unausgesetzt Korrekturen an diesem Werke vornahm, fortwährend Änderungen und angebliche Verbesserungen für eine künftige Auflage vermerkte, die zu seinen Lebzeiten nie erschien.

Stendhal war ein geradezu ängstlicher Stilist, kein Wort war ihm gut und prägnant genug. Dabei hatte er kein sehr entwickeltes Sprachgefühl, so daß das Wägen und Prüfen der sprachlichen Seite seines Schaffens bei ihm mehr verstandesgemäß als instinktiv erfolgte, woraus sich auch die stellenweise unangenehme Kälte und Nüchternheit seiner Sprache erklären läßt. Stendhal selbst sucht dies mit den Worten zu bemänteln, daß er die wohlfeilen Phrasen der geschwätzigen Toren hasse.

Eine Sammlung der verbotenen Bücher.

Die Deutsche Bucherei in Leipzig hat in einer besondern Abteilung zum erstenmal eine Sammlung der verbotenen Bücher ins Werk gesetzt. Es be-

finden sich darin die Bücher und Druckschriften, die auf Grund des § 41 des deutschen Strafgesetzbuches zur Unbrauchbarmachung verurteilt sind. Eine zweite Gruppe bilden die aus Gründen der Staatsicherheit von der Behörde vorübergehend oder dauernd beschlagnahmten Bücher. Die dritte Gruppe umfaßt die Bücher, die nicht von der Behörde verboten, aber vom Verleger aus dem Handel zurückgezogen sind, wenn ein Schriftsteller sich zu einem Buche oder der vorliegenden Fassung nicht mehr bekennen will. Andere Bücher werden zurückgezogen, wenn sie mit der Zeitstimmung in einem zu schroffen Gegensatz stehen, oder wenn durch die Kritik festgestellt ist, daß ein Plagiat oder eine Mystifikation vorliegt. — Ferner werden Bücher in die Sammlung eingereiht, die nur in die Hände von Vertrauenspersonen kommen dürfen, wie z. B. die Auflösungen mathematischer, chemischer und physikalischer Aufgabenbücher, und die Übersetzungen von Sprachbüchern, die für die Schule bestimmt sind. Dieser Gruppe gehören außerdem all die Zeitschriften an, die nur als Privatdrucke für einen begrenzten Leserkreis herausgegeben werden, wie die vertraulichen Mitteilungen der Standesvereine (Pfarrer, Richter, Ärzte, Lehrer u. a.), der akademischen Verbindungen, der wirtschaftlichen Verbände. Die Abteilung der verbotenen Bücher befindet sich in besonderer Verwahrung des Direktors. Eine Benutzung der Sammlung von seiten des Publikums ist im allgemeinen ausgeschlossen. In Frage würde nur die Möglichkeit der Benutzung zu wissenschaftlichen Zwecken kommen.

Nicht bibliophil . . .

Man hat uns gefragt, so schreibt „L'Heure“, warum Tristan Bernard, der nicht geldbedürftig ist, seine Bibliothek verkauft hat — all die seltenen Bücher, die er während eines halben Jahrhunderts gesammelt hat. Der Humorist hat seinen Freunden die Gründe seines unvorhergesehenen Entschlusses mitgeteilt. Eines Tages, so erzählte er ihnen, habe ich auf gut Glück ein Buch vorgenommen. Es hat mich interessiert. Ich habe es bis zu Ende gelesen. Da habe ich erkannt, daß ich nicht bibliophil bin und verkaufte alles . . .

